BASTEI
LÜBBE
TASCHENBUCH

Über die Autorin:

Susi Fox studierte Medizin und Kreatives Schreiben in Melbourne. Für ihre Texte wurde sie in mehrere australische Literaturförderprogramme aufgenommen. Sie lebt in Central Victoria, Australien, wo sie als Allgemeinmedizinerin arbeitet. DAS FALSCHE KIND ist ihr erster Roman.

SUSI FOX

DAS FALSCHE KIND

Thriller

Aus dem australischen Englisch
von Charlotte Lungstrass-Kapfer

BASTEI LÜBBE
TASCHENBUCH

BASTEI LÜBBE TASCHENBUCH
Band 17802

Dieser Titel ist auch als E-Book erschienen.

Vollständige Taschenbuchausgabe

Deutsche Erstausgabe

Für die Originalausgabe:
Copyright © 2018 by Susi Fox
Titel der englischen Originalausgabe: »Mine«
Originalverlag: Michael Joseph,
an imprint of Penguin Books, Australien

Für die deutschsprachige Ausgabe:
Copyright © 2018 by Bastei Lübbe AG, Köln
Umschlaggestaltung: semper smile, München
Satz: hanseatenSatz-bremen, Bremen
Gesetzt aus der Adobe Garamond Pro
Druck und Verarbeitung: CPI books GmbH, Leck – Germany
Printed in Germany
ISBN 978-3-404-17802-5

2 4 5 3 1

Sie finden uns im Internet unter
www.luebbe.de
Bitte beachten Sie auch: www.lesejury.de

Ein verlagsneues Buch kostet in Deutschland und Österreich jeweils überall dasselbe. Damit die kulturelle Vielfalt erhalten und für die Leser bezahlbar bleibt, gibt es die gesetzliche Buchpreisbindung. Ob im Internet, in der Großbuchhandlung, beim lokalen Buchhändler, im Dorf oder in der Großstadt – überall bekommen Sie Ihre verlagsneuen Bücher zum selben Preis.

Jenseits von Richtig oder Falsch gibt es einen Bereich, in dem wir uns begegnen werden. *Rumi*

VORHER

Ich dachte, ich würde es lieben, Mutter zu sein.

Ich habe mich geirrt.

Ich liebe es absolut nicht, nicht einmal einen Moment lang. Ich weiß, dass ich nicht gut darin bin. Das Leben, wie ich es kannte, endete mit dem Tag, an dem ich mein Kind geboren habe. Mutter zu sein ist das Schwierigste, was ich jemals tun musste.

Das alles war ein Riesenfehler.

Ich will das nicht mehr.

Ich schaffe das nicht mehr.

Ich werde diesen Fehler wieder ausbügeln. Ich werde dafür sorgen, dass alles wieder gut wird – für dich und für mich.

Und bitte, bitte, ich flehe dich an: Verzeih mir, was ich jetzt tun werde.

Tag 1, Samstag. Morgengrauen.

Ein schmaler, gelber Lichtstreifen gleitet neben meinem Bett über den Boden. Mein Gehirn ist vernebelt, meine Zunge fühlt sich an wie Stahlwolle. Unter der ringsum festgesteckten Decke kann ich kaum die Beine bewegen. Sie kribbeln und jucken. Indem ich die Füße auf das Laken stemme, versuche ich, mich zu befreien.

Die Luft ist heiß und stickig, ich kann kaum atmen. Rechts von mir befindet sich ein Fenster, aber ich komme nicht dran. Die gestreiften Vorhänge sind zugezogen, durch den Spalt kann ich nur ein blasses Stückchen Himmel und ein paar Baumkronen sehen. Neben dem Bett steht ein piepsender Monitor, an dem ein rotes Lämpchen blinkt. Die silbernen Handläufe neben der Matratze sind auf beiden Seiten hochgeklappt, sie reichen von meinen Füßen bis zum Oberkörper hinauf. Ein weißes Krankenhausnachthemd bedeckt meine Brust.

Sollte Mark nicht eigentlich bei mir sein? Mühsam stütze ich mich auf einen Ellbogen und lasse den Blick durch das Zimmer wandern. Leer. Es gibt keinen Stuhl hier drin. Und auch kein Bettchen.

Bettchen. Die Erkenntnis trifft mich wie ein Schlag. *Das Baby*.

Ich schlage die Decke zurück und ziehe das Nachthemd bis zum Hals hoch. Meine Scham ist mit einer dicken Mullbinde bedeckt. Mein Bauch ist kleiner als vorher und ganz wabbelig. Ich bin leer.

Vorsichtig lege ich mich wieder hin und hole tief Luft. Kurze Erinnerungsfetzen blitzen auf, die letzten Momente vor der Narkose: eine Maske auf meinem Gesicht, der Druck an den Wangen, der Gestank von Plastik. Die stechenden Augen des Anästhesisten. Mark, der auf mich herunterblickt und wie in Zeitlupe blinzelt. Dann plötzlich beißende Kälte in meinem Handrücken.

Ich hebe die Hand vor die Augen. Es dauert einen Moment, bis ich sie klar erkennen kann. Durch einen Schlauch tropft eine durchsichtige Flüssigkeit in meine Vene. Ich ziehe an den Schläuchen, die mit Pflastern an meiner Haut fixiert sind.

Auf dem Tisch neben dem Bett gibt es einen Rufknopf. Bei dem hektischen Versuch, meinen Arm über den Handlauf zu schieben, stoße ich einen Wasserbecher um. Die Flüssigkeit bildet erst eine Pfütze auf dem verfilzten Teppich, dann wird sie aufgesogen, und es entsteht ein schartiger Fleck. Schließlich erwische ich das Kabel und ziehe den Kasten mit dem Knopf auf meinen Schoß. Mit beiden Daumen drücke ich drauf und lausche auf das laute Klingeln, das draußen im Flur ertönt. Irgendwo quietscht ein Tablettwagen. In einem der anderen Zimmer weint ein Baby.

Aber niemand kommt.

Immer wieder drücke ich auf den Knopf und höre das Bimmeln vor meiner Tür. Trotzdem reagiert niemand.

Der Knopf flackert rot – eine Farbe, die mir plötzlich viel zu vertraut erscheint. Blut. Habe ich letzte Nacht geblutet? Warum kann ich mich nicht erinnern? Hier stimmt etwas nicht. Wo ist mein Baby?

»Entschuldigung!«, rufe ich in Richtung Flur. »Ist da jemand?«

Mühsam versuche ich, durchzuatmen, und sehe mich noch

einmal um. Das alles hier wirkt irgendwie beunruhigend. Oben an der Zimmerdecke ziehen sich Spinnweben entlang, über der Bodenleiste an der Tür ist ein silbrig schimmernder Riss im Putz, das Laken weist einen schmutzig braunen Fleck auf. Ich sollte nicht hier sein. Das ist nicht das Royal mit seinen gemütlichen Entbindungsräumen und den sauberen, hellen Zimmern. Dort sind die Hebammen freundlich und fürsorglich. In den Fluren wird beruhigende Musik gespielt. Und es war geplant, dass ich unsere Kleine im Royal zur Welt bringe.

Das hier … das ist das Krankenhaus am Ende der Straße. Das mit dem schlechten Ruf. Die Klinik, die ich auf jeden Fall meiden wollte. Das Städtchen ist so groß, dass man eine Wahl hat, aber doch noch so klein, dass ich die verschiedenen Geburtshelfer persönlich kenne. Als ansässige Pathologin bin ich diejenige, die Autopsien durchführen muss an den Babys, die es nicht schaffen. Deshalb habe ich die Arbeit der verschiedenen Spezialisten gesehen. Und ich weiß besser als jeder andere, was alles schiefgehen kann.

Übelkeit packt mich. Nein, *das* ist mit meinem Baby nicht passiert. Nicht nach allem, was war. Unmöglich. Das kann gar nicht sein.

Die Zimmertür öffnet sich, und im Rahmen taucht die Silhouette einer breitschultrigen Frau auf, von hinten angeleuchtet durch die Lampen im Flur.

»Helfen Sie mir. Bitte«, sage ich.

»Aber das ist doch mein Job.«

Die Gestalt kommt herein: eine Hebamme in dunkelblauer Schwesternschürze. Ein Schildchen an ihrer Hüfte verrät mir, dass sie Ursula heißt.

»Es tut mir leid, wir hatten viel zu tun«, erklärt sie. Schwungvoll lässt sie einige Akten auf das Fußende meines

Betts fallen, greift nach der obersten und späht durch die Brille, die an einer dünnen Kette an ihrem Hals hängt. »Saskia Martin.«

»Das bin nicht ich.« Mein Herz zieht sich kurz zusammen. »Wo ist mein Baby?«

Ursula mustert mich über den Brillenrand hinweg, dann wirft sie die Akte zurück auf das Bett und nimmt die nächste vom Stapel. »Oh. Sind Sie Sasha Moloney?«

Erleichtert nicke ich.

»Dann sind Sie also die Frühgeburt.«

Plötzlich sehe ich dunkelrote, dampfende Flecken auf Asphalt vor mir. Metallischer Gestank, rote Klumpen aus meiner Gebärmutter, mein Baby, das vor der Zeit aus meinem Bauch geschält wird. Dann war die Blutung also real, ich habe sie mir nicht nur eingebildet.

»O je. Sie haben eine Menge Blut verloren.«

Ich erkundige mich nicht nach der genauen Menge. »Mein Baby. Sagen Sie es mir, bitte.«

Sie blättert in der Akte. »Sie sind siebenunddreißig.«

»Ja, das stimmt.«

»Und das ist Ihr erstes Kind.«

»Das ist korrekt.«

Inzwischen dringt aus dem Flur das Geschrei mehrerer Babys herein. Endlich sieht Ursula von der Akte hoch.

»Sie hatten einen Notkaiserschnitt in der dreiunddreißigsten Woche. Ihr kleiner Junge wurde auf die Säuglingsstation gebracht. Herzlichen Glückwunsch.«

Junge? Erschrocken hole ich Luft. »Ich dachte, ich bekomme ein Mädchen.«

Wieder blättert Ursula in der Akte und lässt den Finger über die Zeilen gleiten.

»Eindeutig ein Junge«, sagt sie dann.

Es dauert einen Moment, bis ich das verinnerlicht habe. Keine Tochter, sondern ein Sohn. Damit hatte ich nicht gerechnet. Aber es besteht immer die geringe Möglichkeit, dass der Ultraschall – und mein Mutterinstinkt – sich geirrt haben.

»Sind Sie sicher?«

»Ziemlich. Hier steht ›Junge‹.« Plötzlich wirkt sie angespannt. »Oh«, sagt sie leise. »Hmmm …«

O nein. Jedes Baby ist gut, egal welchen Geschlechts, solange es nur gesund ist. Bitte, bitte, lass es gesund sein …

Ursula blättert in ihren Unterlagen, dann mustert sie mich durch ihre Zweistärkenbrille.

»Es sieht so aus, als wäre alles in Ordnung. Heutzutage sind diese Krankenakten schwer zu deuten. So viele Babys. Und so viele Mütter, um die man sich kümmern muss. Wir bringen Sie zu ihm, sobald wir können.«

Grenzenlose Erleichterung strömt durch meinen Körper. Mein Baby lebt. Ich bin eine Mutter. Und irgendwo in diesem Krankenhaus ist mein kleiner Sohn. Noch immer pocht mein Herz wild gegen die Rippen.

»Könnte ich ihn bitte jetzt gleich sehen?«

»Hoffentlich bald. Wir haben gerade extrem viel zu tun. Laufen uns die Hacken ab.« Sie seufzt theatralisch. »Das verstehen Sie doch sicher.« Nachdem sie noch einmal in meine Akte geblickt hat, fragt sie: »Sie sind Ärztin, ist das richtig?«

Spielt sie hier eine Art krankes Spiel mit mir? Aber vielleicht ist sie wirklich einfach nur fix und fertig. Ich habe gewisse Geschichten über diese Klinik gehört: ständige Budgetkürzungen, ständig zu wenig Personal, Ärzte und Pflegekräfte chronisch überarbeitet.

Ich nicke. »Na ja, ich bin Pathologin. Aber könnten Sie mir wenigstens sagen, wie es ihm geht?«

Wieder gleitet Ursulas Finger über die Seite. »Das geht aus diesen Aufzeichnungen nicht eindeutig hervor.« Sorgfältig klappt sie die Akte zu.

Inzwischen habe ich so krampfhaft die Fäuste geballt, dass sich das Laken spannt.

»Ich muss ihn sehen. Jetzt sofort.«

»Das verstehe ich«, behauptet Ursula, die sich bereits zum Gehen wendet. »Natürlich. Ich bringe Ihnen, so schnell es geht, einen Rollstuhl.«

»Mark kann mich hinbringen, mein Mann. Wo ist er?«

»Der wird wohl bei Ihrem Baby sein. Bestimmt begegnen wir ihm, wenn wir Sie nach unten bringen.« Sie holt mein Handy aus der Nachttischschublade und drückt es mir in die Hand. »Sie können ihn ja anrufen. Sagen Sie ihm, dass er in der Schwesternstation einen Rollstuhl für Sie holen kann.«

An einem der anderen Zimmer schrillt die Klingel. Stirnrunzelnd tritt Ursula in den Flur hinaus.

Ich rufe Marks Nummer auf und presse mir das Telefon ans Ohr. Er geht nicht dran. Ich versuche es noch einmal. Diesmal hinterlasse ich ihm eine Nachricht. Mit einer Stimme, die ich selbst kaum wiedererkenne, flehe ich ihn an, hochzukommen und mich sofort abzuholen und nach unten zu bringen. Ich sage ihm, dass ich ihn brauche. Dass ich nach dem Baby sehen muss.

Ich habe jahrelang in verschiedenen Kliniken gearbeitet, daher kenne ich das System mit all seinen Fehlern und Schwächen. Vor diesem Hintergrund sollte ich mich hier eigentlich nicht so unwohl fühlen. Aber in der Rolle des Patienten ist das etwas vollkommen anderes als in der des Arztes. Jetzt werde ich beobachtet, anstatt der Beobachter zu sein. Jetzt bin ich diejenige, die auseinandergenommen wird, untersucht und beurteilt. Inkompetenz erkenne ich auf den

ersten Blick. Schlimmer noch: Ich weiß genau, wie schnell einem ein Fehler unterlaufen kann.

Draußen auf dem Flur gehen zwei Krankenschwestern vorbei. Sie lachen leise. Das gedämpfte Geschrei von Neugeborenen ist zu hören. Meine Gebärmutter scheint sich zu verkrampfen. Langsam kehrt auch das Gefühl in meine Beine zurück, und das Kribbeln lässt nach. Die letzten Opioide lockern meine Muskeln, und ich sauge gierig die stickige, heiße Luft in meine Lunge. Krampfhaft versuche ich, wach zu bleiben, bei vollem Bewusstsein. Jetzt ist keine Zeit zum Schlafen. Doch bald fängt der Raum an, sich um mich zu drehen, immer tiefer werde ich in den Strudel gesogen, dann fallen die Wände in sich zusammen, und der Raum versinkt in tiefem Schwarz.

Tag 1, Samstag. Frühstückszeit.

Ich werde vom Klappern eines Tabletts geweckt. Es riecht irgendwie nach Schwefel, gemischt mit einem Hauch von Bleiche. Mühsam öffne ich die Augen. Blassgelbe, matschige Eier auf einer labbrigen Scheibe Weißbrot. Daneben stechend riechender Speck mit schwarzen Sprenkeln. Eine Frau steht neben meinem Bett. Ich erinnere mich sogar an ihren Namen: Ursula.

Dann: *Das Baby. Ein kleiner Junge*.

Mein Körper scheint sich zu verkrampfen, als mir bewusst wird, dass ich jetzt Mutter bin. Und allein. Genau wie mein Sohn. Wo steckt eigentlich Mark?

»Bitte … geht es meinem Baby gut?«

Ich hätte nicht einschlafen dürfen. Mein erster Minuspunkt als Mutter. Korrigiere: mein zweiter. Der erste bestand darin, dass ich unfähig war, ihn bis zur vierzigsten Woche in mir zu behalten.

»Während Sie geschlafen haben, war ich auf der Säuglingsstation und habe nachgefragt. Er ist stabil. Aber er ist sehr klein. Das war Ihnen ja sicher schon klar.« Sie zeigt auf meine Brust. Bisher ist die Milch noch nicht eingeschossen. »Er braucht jetzt dringend etwas Colostrum von Ihnen.«

Colostrum. Vormilch. Reich an Antikörpern, Fetten und lebenswichtigen Nährstoffen. Er soll sie sofort bekommen.

»Dann kann ich ihn jetzt also sehen?« Wenn ich ihn sehe, werde ich wissen, wie es ihm geht. Und wie es mir geht.

»Inzwischen hat sich alles etwas beruhigt, da lässt sich ein

Besuch sicher einrichten. Unten werden Sie dann auch Ihren Mann treffen.«

»Mit meinem Baby kommt doch alles in Ordnung, oder?« Plötzlich spukt mir wieder sein Gestationsalter im Kopf herum. »Ich meine, dreiunddreißigste Woche geht doch, oder?«

Ursula hebt routiniert mein Nachthemd an. »Bestimmt entwickelt er sich gut.« Mit Daumen und Zeigefinger umschließt sie meine Brustwarze, drückt sie erst nach unten und quetscht dann daran herum, als wolle sie eine Zitrone auspressen. Ich zucke kurz zusammen, sage aber nichts.

»Sie wissen, dass wir Ihre Brüste stimulieren müssen, um den Milchfluss anzukurbeln? Und dass Milchpumpen jetzt noch nicht funktionieren würden?«

Ich nicke.

»Dann ist es ja gut.« Ursula drückt noch fester zu. »Haben Sie sich schon einen Namen überlegt?«

Das Kind auf den Ultraschallbildern hatte eine Stupsnase, einen Schmollmund und ein spitzes Kinn. Ich hatte mich so gefreut, als sich herausstellte, dass es ein Mädchen werden würde. Immerhin habe ich meine Puppen, meine *Anne auf Green Gables*-Bücher und alle *Dolly*-Bände aufgehoben – gut verpackt in einer Kiste unter unserem Bett, für unsere zukünftige Tochter. Mark war ebenfalls glücklich, obwohl ich wusste, dass er sich heimlich einen Sohn gewünscht hatte. Bestimmt ist er jetzt völlig aus dem Häuschen darüber, dass wir einen Jungen bekommen haben.

»Bei einem Mädchen hatten wir uns für Gabrielle entschieden«, sage ich. »Dann wird es jetzt wohl Gabriel werden.«

Ursula zieht die Augenbrauen hoch. »Sie sind dran.« Ge-

schickt entwirrt sie den Infusionsschlauch an meinem Arm, der zu einem Tropf mit Kochsalzlösung führt. Dann pumpe ich an meiner Brust herum, drücke die Warze auf die Rippen hinunter und presse sie dann so zusammen, wie sie es mir gezeigt hat. Ich versuche es mit aller Kraft, bis die Brustwarze die Farbe einer zerquetschten Erdbeere annimmt. Es kommt nichts, nicht einmal, als ich einen Krampf in der Hand bekomme.

»Lassen Sie mich«, beschließt Ursula.

Unter dem Mikroskop fand ich Brustgewebe immer faszinierend: diese fein verzweigten Kanäle, wie die Äste eines Baums. Bei stillenden Müttern sind diese Röhrchen mit Milch gefüllt, die durch das Färbemittel einen zartrosa Ton annimmt. Ich war immer davon ausgegangen, dass sich meine Milchgänge von allein füllen würden. Nie wäre ich auf die Idee gekommen, dass man die Milch mit roher Gewalt herauspressen müsste.

Ursula dreht und quetscht meine Brüste, um wenigstens einen einzigen Tropfen zu ergattern. Ich konzentriere mich auf das Babygeschrei, das durch die Wände und die offene Tür hereindringt und irgendwann den gesamten Raum zu erfüllen scheint. Und endlich, endlich erscheint ein perlmuttfarbener Tropfen an meiner Brustwarze, schimmernd wie ein kleiner Diamant.

»Das wird er brauchen«, erklärt Ursula, während sie ihn mit einer Spritze aufsaugt. »Gut gemacht.«

Ich bin mir nicht sicher, ob das Letzte an mich oder an sie selbst gerichtet war. Meine Brust pocht schmerzhaft. Ich streiche mit den Zehen über das kühle Laken, dann lasse ich die Fingerspitzen langsam über meine Oberschenkel wandern, hinauf zu meinem schlaffen Bauch. Irgendwie scheinen meine Glieder leichter zu sein, und ich kann mich auch wie-

der besser bewegen. Ein Gefühl, das ich während der letzten Monate vermisst habe. Aber mein Bauch fühlt sich leer an, nachdem er ständig getreten worden ist.

»Kann ich jetzt auf die Säuglingsstation?«

»Eins nach dem anderen. Ich komme wieder, sobald ich dem Baby das hier gebracht habe.«

»Wissen Sie eigentlich, wo Mark ist?«

Da sie noch immer an meinen Brüsten herumdrückt, zeigt Ursula mit dem Kinn auf eine Vase, die gegenüber vom Bett auf einem Wandbrett steht. »Er hat die rübergeschickt. Er meinte, er wolle Sie nicht wecken. Er ist oben, bei Ihrem Baby.«

Zwölf blutrote Rosen. Der Florist hat wohl die Farben verwechselt. Mark weiß, dass ich weiße Rosen am liebsten mag. Der Bezug schmiegt sich kühl an meinen Nacken, als ich den Kopf ins Kissen sinken lasse.

Ursula hebt die Spritze in Richtung Decke, um den gelblichen Inhalt zu untersuchen. »Das müsste vorerst reichen. Ihre Mägen sind kaum größer als Murmeln, wissen Sie? Und wir werden in zwei bis drei Stunden noch mehr brauchen.« Sie lässt den Handlauf an der Bettseite wieder einrasten und verlässt den Raum.

O Gott, nein. So sollte Stillen aber nicht ablaufen. Ich starre auf die Farbflecken an der Decke. Nichts von alledem taucht auf meinem Plan für die Geburt auf. Eigentlich sollte ich eine ruhige, vaginale Entbindung haben, bei der Mark mir die Schultern massiert und mir ermutigende Worte ins Ohr flüstert. Mit Schmerzmitteln, falls nötig. Ein gesundes kleines Mädchen. Nachdem vorher schon alles schiefgelaufen war, sollte wenigstens dabei alles richtig sein. Im wohligen Hormonrausch der Schwangerschaft habe ich meinen Geburtsplan minutiös festgehalten. Vielleicht ist genau das

jetzt das Problem: Ich hätte niemals einen Plan schreiben sollen.

Die Handläufe halten mich wie Gefängnisgitter auf der schmalen Matratze fest. Ich muss warten, bis Ursula mich holt und mich zu meinem Sohn bringt.

Tag 1, Samstag. Vormittag.

Krampfhaft umklammere ich die Armlehnen des Rollstuhls. Ursula schiebt mich lange, tunnelartige Flure hinunter, an deren verwaschenen weißen Wänden Handläufe aus Metall befestigt sind. Über uns ziehen sich Schienen über die Decke, in denen flackernde Neonröhren hängen. Aus den angrenzenden Zimmern dringen gedämpfte Stimmen und der Geruch von Desinfektionsmittel. Der Resopalboden lässt jeden Schritt des Pflegepersonals laut widerhallen. Ich habe das Gefühl, dass die Leute den Blick abwenden, wenn wir an ihnen vorbeigehen. Liegt das vielleicht daran, dass ich in einem Rollstuhl sitze? Unzählige Abzweigungen und Biegungen, ein Korridor folgt dem nächsten. Fast kommt es mir so vor, als würde man mich zum Mittelpunkt der Erde schaffen.

Mit einem lauten Quietschen kommt der Rollstuhl vor dem Aufzug zum Stehen, und die Kabinentüren öffnen sich schleifend. Drinnen presst Ursula den Daumen auf den Knopf mit der Nummer fünf. Hier drin ist der Geruch nach Desinfektionsmitteln noch viel stärker; offenbar wurde der Fahrstuhl erst kürzlich gereinigt. Die Spiegel an den Kabinenwänden zeigen mein Gesicht aus jedem nur erdenklichen Winkel: strähniges, blondes Haar und gerötete Augen über einer weißen Krankenhausdecke, die über meinen Schultern liegt. Die Bilder meiner verquollenen Miene werden endlos reflektiert. Meine Finger kribbeln auf den Armlehnen. Es ist immer noch so stickig. Nur mit Mühe hebt und senkt sich meine Brust. Fühlt sich so eine Panikattacke an?

Ruckartig hält der Fahrstuhl an. Während ich hinausgeschoben werde, erinnert mich die zurückbleibende Kabine plötzlich an einen leeren Babybauch. Wieder gehen wir einen Korridor hinunter, aber hier gibt es einen künstlichen Farn und ein paar Stühle, die gegenüber einer Pinnwand mit Fotos von fröhlichen Babys aufgereiht sind. Wir wechseln über in einen kleinen Anbau. Ich höre leises Babygreinen. An einer Wand hängt ein langes Metallwaschbecken mit mehreren Wasserhähnen, die allerdings keine Regler haben. Daneben eine Milchglastür mit einem Schild: *Neugeborenen-Intensivstation. Bitte waschen Sie Ihre Hände, bevor Sie die Station betreten.*

»Das dürfen Sie nicht vergessen«, mahnt Ursula. »Infektionen breiten sich rasend schnell aus. Wir hatten hier schon mehrmals Probleme, weil Besucher sich nicht die Hände gewaschen haben.«

Das Wasser beginnt automatisch zu fließen, als ich meine Hände unter den Hahn halte. Ich verteile Flüssigseife auf meiner Haut und schrubbe mit einer Nagelbürste das verkrustete Blut aus den Falten am Nagelbett, bis alle Flecken restlos entfernt sind. Ich gehe extrem sorgfältig vor. Gerade ich weiß, wie gefährlich Infektionen sein können.

Nachdem die Türen mit einem leisen Schaben aufgeglitten sind, schlägt mir eine wahre Kakophonie entgegen: piepsende Monitore, schreiende Babys und der schrille Alarm von Beatmungsgeräten. Das alles hallt von den steril weißen Wänden wider. Der Geruch von gestärktem Leinen dringt mir in die Nase, der süßliche Gestank von Neugeborenenkot, die chemische Note von Latexhandschuhen. Alles Dinge, die mir immer noch sehr vertraut sind von meinem Austauschsemester in London. Damals habe ich als Assistenzärztin auf der Säuglingsstation gearbeitet und wusste weder wie man eine

Nadel in die winzige Vene eines Babys sticht noch wie man einen Tubus in die kleine Lunge schiebt. Wusste nicht, wie krank so ein Baby werden kann.

Ursula schiebt mich in einen Raum mit niedriger Decke hinein. Mark muss hier irgendwo sein. Und mein Baby. In meinem Bauch bildet sich ein drückender Knoten.

Die Station ist wie ein großes L geformt. Auf der rechten Seite stehen die Inkubatoren – Plastikkästen mit weißer Beleuchtung, im Inneren jeweils ein winziges Baby –, die mit jeder Menge Kabeln, Maschinen und blinkenden Monitoren verbunden sind. Wie eine Art kranke Weihnachtsdekoration sind sie auf kleinen Bänken neben den Kästen aufgereiht. In zwei Reihen ziehen sich die Inkubatoren den Gang entlang, je fünf auf jeder Seite. Am Ende des Flurs gibt es ein kleines Fenster, das ein wenig Tageslicht einlässt. In dem kleineren Arm des L auf der linken Seite befindet sich die Schwesternstation. Hier stehen einige offene Bettchen für die größeren, weniger kranken Babys. Bei dieser Aufteilung ist es für das Personal sicher nicht einfach, alle Patienten gleichzeitig im Auge zu behalten. Ich kann nur hoffen, dass man sich hier gut um meinen Sohn kümmert.

Hinter dem Schreibtisch neben der Tür stehen mehrere Schwestern, die mich aufmerksam mustern, als ich zu den Inkubatoren hinübergeschoben werde. Das Personal hier ist überarbeitet, gleichgültig, fast schon feindselig. Das erkennt man an den zusammengekniffenen Augen, den schmalen Mündern. Wieder eine Mutter, die ihrem Baby nicht gerecht wird. Wieder eine Mutter, die uns nichts als Arbeit macht.

Das gesamte Gebäude ist schäbig, altmodisch, nicht ganz sauber. Im Vergleich zu der fortschrittlichen Klinik, in der ich als Assistenzärztin gearbeitet habe, wirkt hier alles extrem rückständig. Dort bin ich vor einigen Jahren Damien

begegnet, dem Baby, das ich einfach nicht vergessen kann. In jenem Krankenhaus herrschte eine vollkommen andere Atmosphäre, dort strahlte alles Ruhe, Fortschrittlichkeit und Effizienz aus.

Ursula zeigt auf das Ende der Reihe. »Ihr Baby ist dort drüben. Wir schicken Ihnen gleich einen Arzt, der Ihnen erklären wird, wie es um ihn steht.«

Warum will sie mir das nicht selber sagen? Liegt es daran, dass ich Ärztin bin?

»Und Mark?«

»Der ist wohl mal kurz raus. Bestimmt kommt er gleich zurück.«

Wo sollte er denn hingegangen sein? Nach unten, um nach mir zu sehen?

»Sie haben schon mal auf einer Säuglingsstation gearbeitet, richtig?«, fragt Ursula.

Ich nicke bestätigend, obwohl das nur sehr kurz war und schon lange zurückliegt. Nur als Teil meines Pädiatrie-Semesters während der Assistenzzeit. Wie alle jungen Ärzte habe ich turnusmäßig die verschiedenen Fachbereiche abgearbeitet, um herauszufinden, welcher am besten zu mir passt: Geburtshilfe, Pädiatrie, Notfallmedizin, Psychiatrie und einige andere. Ursula braucht nicht zu wissen, dass ich mich an kaum noch etwas aus dieser frühen Zeit erinnere; wie viel ich ganz gezielt aus meinem Bewusstsein gestrichen habe.

Hier gibt es bestimmt zwanzig Säuglinge. Und ich habe keine Ahnung, welches mein Baby sein könnte.

»Da wären wir«, verkündet Ursula und bleibt neben einem Inkubator auf der linken Flurseite stehen, nahe beim Fenster. »Ihr Baby.«

Mein Herz setzt einen Schlag aus. Ein Teil von mir will gar nicht hinsehen. Krampfhaft konzentriere ich mich auf

das Äußere des Inkubators. Dieses Modell kenne ich nicht: mattgrauer Unterbau, eine Stange an der Seite, durchsichtiges Plastik an der Oberseite, ähnlich wie bei einer Schneekugel. Darin eingeschlossen: eine andere Welt. Direkt vor meiner Nase klebt eine rechteckige, blaue Karte an der Seite des Inkubators. An einer Ecke löst sie sich bereits ab.

Name: _____
Mutter: Sasha Moloney
Geschlecht: männlich

Dann einige Zahlen: sein Gewicht, Datum und Zeitpunkt der Geburt.

Ich muss mich quasi um die Karte herumschieben, um ihn sehen zu können. Auf seiner Brust kleben Kabel, und ein Schlauch ragt aus seiner Nase. Er ist winzig, kleiner als der Teddybär, den ich für ihn gekauft habe und der zu Hause auf ihn wartet. Die Brust ist eine eingesunkene Mulde zwischen den Rippen, der Bauch flattert bei jedem Atemzug. Er sieht nicht so aus, als würde er sich wohlfühlen. Seine Arme und Beine sind dünn und zerbrechlich wie kleine Zweige, an Knien und Ellbogen mit Pölsterchen versehen, in die er erst noch reinwachsen muss. Seine Haut ist so durchscheinend, dass man die blauen Venen darunter erkennen kann.

Er wirkt, als würde er einen schweren Kampf ausfechten. Unzufrieden. Als wüsste er, dass er eigentlich noch in meinem Bauch sein sollte. Dass er zu früh geboren wurde … das ist meine Schuld. Ich bin seine Mutter, es ist meine Aufgabe, ihn zu beschützen. Meine Schuld, das weiß ich. Und trotzdem regt sich nichts in meiner Brust. Mein Herz reagiert nicht. Er sieht nicht so aus wie das Baby, von dem ich während der Schwangerschaft geträumt habe. Reglos starre ich ihn an, als

wäre er einfach irgendein Frühchen. Keine Muttergefühle. Für einen Moment schießt ein schrecklicher Gedanke durch meinen Kopf: Was, wenn das gar nicht mein Baby ist? Dann reiße ich mich zusammen und verdränge diese undenkbare Vorstellung.

Ursula ist nach vorne zum Schreibtisch gegangen und unterhält sich dort mit einer anderen Schwester. Plötzlich verstummen sie und schauen zu mir herüber. Ich lächele kurz und wende mich wieder meinem Baby zu.

Bisher habe ich gedacht, es wäre Liebe auf den ersten Blick. So haben es andere Mütter beschrieben, so habe ich es gelesen, also habe ich immer geglaubt, es müsste so sein. Vermutlich ist es merkwürdig, aber ich finde dieses Baby unsympathisch. Es hat eine breite Nase und weit auseinanderstehende, blau-graue Augen – anders als Marks oder meine. Außerdem stehen seine Ohren ab wie bei einem Äffchen. Auf dem spitzen Schädel klebt getrocknetes Blut, zwischen dem ein paar dunkle Strähnen zu sehen sind.

Ich warte darauf, dass die Mutter-Kind-Bindung einsetzt, dass ich von dieser Gewissheit erfüllt werde, aber die Sekunden vergehen, und nichts passiert. Dieses Baby könnte jedem gehören. Eingesperrt in dem Plastikbehälter, ohne eine Möglichkeit, es festzuhalten, zu berühren, seine Haut zu spüren … das ist eher wie die grobe Skizze eines Babys. Dafür habe ich nicht monatelang alles geplant. So hatte ich mir das Muttersein nicht vorgestellt. Wenn Mark doch nur hier wäre. Er muss mir sagen, dass alles gut werden wird.

Überall um mich herum stehen Mütter an den Inkubatoren und streicheln ihren Babys den Rücken, geben entzückte Laute von sich und lächeln beseelt. Ein paar Kästen weiter kitzelt ein Vater sein Neugeborenes am Kinn, das daraufhin schnauft und quiekt. Ich beobachte sie alle, versuche heraus-

zufinden, wie sie es schaffen, ihre Kinder zu berühren. Natürlich – die Klappen. Wie konnte ich das vergessen?

Ungeschickt fummele ich an einer der beiden runden Luken an der Seite des Inkubators herum, drücke so lange gegen den Riegel, bis er sich mit einem leisen Knall löst und die Klappe sich öffnen lässt. Das ist der Moment, von dem ich geträumt habe. Hautkontakt mit meinem Baby, zum allerersten Mal. Ich beuge mich vor und schiebe eine Hand zu meinem Sohn hinein.

Seine Fußsohle fühlt sich matschig an, wie Hackfleisch. Ich zucke zurück. Die anderen Mütter massieren weiter ihre Babys. Wieder strecke ich den Arm aus und streiche mit dem Daumen über seinen Spann, aber er streckt das Bein durch und tritt mich weg. Schnell ziehe ich den Arm aus dem Kasten und verschließe die Luke.

Ich hatte mir immer vorgestellt, wie mein Baby auf meiner Brust liegen würde, wie es nuckeln würde. Nichts davon ähnelte dem, was ich nun vor mir sehe, diesem ausgemergelten kleinen Häufchen, das um jeden Atemzug kämpft und nicht einmal mitbekommt, dass ich da bin.

Vor einigen Jahren hatte ich einmal eine Patientin, eine frischgebackene Mutter. Damals war ich noch Assistenzärztin und hatte mich noch nicht für ein Fachgebiet entschieden. Sie hatte auf der Wöchnerinnenstation versucht, ihr Neugeborenes an die Brust zu legen, aber das Baby wehrte sich dagegen.

»Das ist das Schlimmste«, hatte sie sich bei mir beklagt und auf ihren Sohn hinuntergeblickt, der ruhelos auf einer Decke zwischen ihren ausgestreckten Beinen zappelte. »Wie soll ich ihn denn lieben, wenn er nichts von mir wissen will?«

Mahnend schnalzte ich mit der Zunge. »Es stimmt nicht, dass er nichts von Ihnen wissen will«, erklärte ich ihr. »Er lernt noch. Das Stillen ist eine erlernte Fähigkeit – für beide.«

»Und warum ist das dann so verdammt schwierig?«

Ohne persönliche Erfahrungen als Mutter oder auch nur im Umgang mit Babys hatte ich keine Antwort parat. Damals dachte ich, sie wäre ein Einzelfall. Dabei hatte ich einfach keine Ahnung, wie recht sie damit hatte. Wie verdammt schwierig das sein kann.

Das kleine Fenster neben mir ist das einzige Guckloch zur Außenwelt. Die Scheibe ist abgedunkelt, um das grelle Licht zu dämpfen. So kann ich zwar nach draußen schauen, aber niemand kann reinsehen. Direkt unter uns verläuft die Hauptstraße des Städtchens, einige Autos rollen über den Asphalt. Gegenüber vom Krankenhaus liegt ein Spielplatz, abgeschirmt durch einen schwarzen Zaun. Am Ende des Parks ragen ein paar Gummibäume auf, dahinter reihen sich rote Ziegeldächer wie blutige Monsterwellen aneinander, immer weiter, bis zu den Hügeln, hinter denen das Buschland beginnt.

Am liebsten wäre ich jetzt dort unten im Park. Nur weg von dieser sterilen, lauten Höhle. Weg von diesem winzigen Baby, das vielleicht leben, vielleicht aber auch sterben wird. Aber niemand hätte Verständnis für diese Fluchtgedanken. Das ist mein Kind. Und es braucht mich.

Auf der Straße ertönt eine Sirene, als sich ein Feuerwehrauto mit blinkenden Lichtern zwischen den Spuren hindurchschiebt. Mit einer hektischen Bilderfolge überfallen mich die Erinnerungen: unser Auto, das über die Straße hoppelt; ein dunkler Schatten hinter der Windschutzscheibe; das zuckende Blaulicht eines Fahrzeugs. Ich wurde mit dem Krankenwagen hergebracht. Mark hat direkt an der Straße den Rettungsdienst gerufen.

Auf dem Bedienfeld des Inkubators blinken zwischen den Schaltern und Knöpfen zwei rote Zahlen: Sauerstoff 29%,

Temperatur 34° Celsius. Über mir an der Wand hängt ein grauer Monitor, auf dem weitere Werte angezeigt werden. Herzfrequenz, Atemfrequenz und Sauerstoffsättigung blinken in grellem Blau, Rot und Grün.

Unter der Plastikkuppel leuchtet der Rest der Nabelschnur, der aus dem Bauchnabel ragt, rot wie eine Kirsche. Eine gelbe Flüssigkeit tritt aus. Es klebt keine Kompresse auf der Wunde. Soll ich eine Schwester rufen und sie auf das damit verbundene Infektionsrisiko aufmerksam machen? Aber das Personal hier ist professionell ausgebildet – ich sollte mich auf meine Rolle als Mutter konzentrieren, jetzt bin ich mal nicht die Ärztin.

Ich sehe mir meinen Sohn genauer an. Seine Fingerchen, mit denen er gegen die Scheibe klopft, sind rund, die Handflächen dicklich. Im Vergleich zu dem dünnen Körper wirkt das schlecht proportioniert. Es ist schon eine Weile her, dass ich es mit lebenden, atmenden Babys zu tun hatte. Sind sie nicht alle etwas hässlich, ist es nicht immer schwer, eine Verbindung zu ihnen aufzubauen? Vielleicht brauche ich ja einfach nur etwas mehr Zeit, um Gefühle für meines zu entwickeln.

Die Schmerzmittel in meinem Körper lassen die Muskeln erschlaffen und verwandeln die Gliedmaßen in Gummischläuche. Meine Lider werden immer schwerer, obwohl ich mir alle Mühe gebe, die Augen offen zu halten. Plötzlich steht Ursula hinter mir und legt mir die Hände auf die Schultern. Sie bietet an, mich wieder nach unten zu bringen. Ich will mich wehren – ich sollte hierbleiben und auf Mark warten –, aber Ursula bleibt stur.

»Sie brauchen jetzt etwas Ruhe«, bestimmt sie.

Sie schiebt mich durch die Glastür und in die glänzende Fahrstuhlkabine, dann durch den langen, rosafarbenen Flur

zu meinem Einzelzimmer auf der Wöchnerinnenstation. Nachdem sie die Tür hinter sich geschlossen hat, führt sie mich zum Bett und deckt mich ordentlich zu. Die Babys in den anderen Zimmern sind jetzt still. Über meinem Kopf summt die Neonröhre. Als Ursula das Licht ausschaltet, versuche ich, gegen die endlose Schwärze anzukämpfen, gegen die betäubende Verlockung, nicht mehr denken oder fühlen zu müssen. Doch mein Körper hebt sich der Stille entgegen. Während ich einschlafe, fühlt es sich fast so an, als wäre Mark an meiner Seite und würde mich an dieser juckenden Stelle zwischen den Schulterblättern kratzen, an die ich nie herankomme. Mir über das Haar streichen und mir zuflüstern, dass er mich liebt und dass alles gut werden wird.

Tag 0, Freitag. Kurz vor Sonnenuntergang.

Ich bin in der dreiunddreißigsten Woche schwanger. Wir sind auf dem Weg nach Hause, auf einer schmalen Straße im Hinterland. Geborgen im schützenden Auto, während die Sonne zwischen den Wolken hervorlugt und einzelne Strahlen auf die weit entfernten Hügel hinunterschickt, erneuere ich das Versprechen, das ich mir und meiner ungeborenen Tochter gegeben habe: *Ich werde eine perfekte Mutter sein*.

Mark sitzt auf dem Beifahrersitz. In seinem Atem riecht man noch den Whiskey, den er sich anlässlich des Freitagabend-Feierabends gegönnt hat. Die gelockerte Krawatte hat er sich über die Schulter geworfen, der oberste Knopf seines Lieblingshemds ist offen, und er begleitet Billie Holiday in schrillem Falsett. Als das Lied vorbei ist, beugt er sich zu mir rüber und drückt mir einen Kuss aufs Ohr. Er habe etwas Schönes für mich, wenn wir nach Hause kommen, flüstert er und streichelt dann mit der flachen Hand über meinen Kugelbauch. Ich lächele nur und schiebe mit dem Ellbogen seinen Arm weg.

Kurz vor der nächsten Kurve taucht am Straßenrand etwas Graues auf – ein Känguru, das auf uns zu hüpft.

Es ist zu spät. Ich trete das Bremspedal durch, doch es folgt ein dumpfer Schlag gegen die Stoßstange, bevor der Wagen steht.

Ohne das Lenkrad loszulassen, versuche ich, meine wirren Gedanken unter Kontrolle zu bringen. Mein Herz rast. Ich will mir nicht ansehen, was ich angerichtet habe. Am liebsten

würde ich einfach weiterfahren, immer weiter, und vergessen, dass es überhaupt passiert ist. Das passt nicht zu mir. Ich bin nicht der Typ, der Unfälle verursacht, der Fehler macht, der anderen absichtlich Schaden zufügt. Ich bin der Typ Mensch, der immer versucht, das Richtige zu tun.

»Fahr links ran, fahr links ran«, nuschelt Mark.

Mit zitternden Fingern lenke ich den Wagen auf den Seitenstreifen. Ich spüre, wie ich anfange zu hyperventilieren.

Mark öffnet das Handschuhfach und holt den kleinen Kasten hervor, den wir immer für Tierrettungen dabeihaben. Obwohl er schon, seit er zwanzig war, als Koch arbeitet, spielt er gerne den Amateurtierarzt, wenn sich eine Gelegenheit dazu bietet. Darauf habe ich ihn zu Beginn unserer Beziehung gebracht, und ich habe ihm auch die Grundlagen gezeigt. Aber bis heute waren die reglosen Haufen am Straßenrand immer die Opfer anderer Autofahrer gewesen.

»Mit dem Baby alles klar?«

Ich lege eine Hand auf meinen prallen Bauch und nicke. Er reicht mir den Notfallkasten. »Dann sollten wir jetzt besser nach dem Känguru sehen.«

Schon seit Jahren halten wir wegen der Tiere an. Wegen unserer »Rettungsaktionen«. Wenn ich Mark in solchen Momenten beobachte, muss ich immer daran denken, wie er damals war und warum wir uns vor so langer Zeit ineinander verliebt haben. Schon sehr früh habe ich ihm klargemacht, dass ich keine Kinder wollte. Da ich den Großteil meiner Kindheit ohne eine Mutter verbracht hatte, war ich davon überzeugt, dass ich dieser Rolle nie gerecht werden könnte. Mark hatte sich damit abgefunden. Dann, eines Tages, sah ich zu, wie er ein neugeborenes Kätzchen aus einer Kiste hinter unserem Schuppen hervorholte. Seine Augen waren noch geschlossen. Und während er es vorsichtig in seiner Hand zu-

rechtrückte, hatte ich eine Erkenntnis. Mit eisiger Gewissheit, die sich erst in meinem Herzen breitmachte, dann aber bis in die Fingerspitzen zu spüren war, begriff ich: Dieser Mann war dazu geboren, Vater zu sein. Ich allein wäre niemals genug. Er würde sich immer nach mehr sehnen.

Zum Glück für Mark – und mich selbst – begann ein paar Jahre später der pädiatrische Teil meiner Ausbildung. Bei der ersten Geburt, an der ich beteiligt war, ging man schon im Vorfeld davon aus, dass bei dem Baby sofortige Wiederbelebungsmaßnahmen nötig sein würden. Als ich mich vorsichtig in den Kreißsaal schob, presste die Mutter bereits, was bei ihr nicht sonderlich schweißtreibend aussah. Und noch bevor ich das Rettungsbettchen bereitstellen konnte, glitt das Baby aus ihr heraus, direkt in die wartenden Arme des Geburtshelfers. Man legte der Mutter das Neugeborene auf die Brust, und im selben Moment begannen beide zu strahlen: die Mutter überglücklich, das Baby friedlich. Der Kleine atmete bereits, in völligem Einklang mit seiner Mutter. Wie sich herausstellte, wurde ich gar nicht gebraucht.

Anfangs habe ich gar nicht realisiert, dass meine Eierstöcke den Turbo eingeschaltet hatten. Aber mit jeder weiteren Geburt, bei der ich geholfen, mit jedem neuen Baby, das ich untersucht und in die Arme seiner strahlenden Mutter gelegt habe, wurde die Vorstellung, selbst ein Kind zu haben, ein wenig greifbarer, sie wurde immer interessanter. Ich könnte so sein wie diese Frauen. Mit Marks Unterstützung könnte ich vielleicht sogar eine ganz passable Mutter sein.

Mark war natürlich überglücklich, und seine Begeisterung wirkte ansteckend. Schließlich gestand er mir auch, dass er immer gewusst habe, dass ich meine Meinung ändern würde – wenn er mir nur genug Zeit ließ, um selbst zu dieser Erkenntnis zu gelangen. Nicht einmal sein herablassender

Ton störte mich noch. Wir würden ein Baby haben. Wozu da unnötig streiten? Schon bald gab es für mich nur noch ein Thema: schwanger werden. Mark beschwerte sich nicht, als ich meine Fruchtbarkeitsbemühungen mit der Inbrunst eines religiösen Fanatikers betrieb.

Doch es folgten acht Jahre Unfruchtbarkeit. Damit hatte ich nicht gerechnet. Zwei Fehlgeburten. Sämtliche Testverfahren, die die westliche Welt aufbieten konnte, kamen zu einem Ergebnis: Es lag an mir. Meine Eizellen und meine Gebärmutterschleimhaut waren das Problem. Marks Spermien waren Spitzenklasse. Dann versuchten wir es mit verschiedenen medizinischen Hilfsverfahren, nur bei einer In-vitro-Befruchtung legte Mark sein Veto ein. Irgendwann hatten wir keine Hoffnung mehr. Ich war am Boden zerstört, nicht zuletzt, weil ich den Mann enttäuscht hatte, den ich liebte. Ich war unfähig, ihm das zu schenken, was er sich am meisten wünschte. Und dann, endlich – unser kleines Wunder. Ich wurde schwanger, in einer Ehe, die sich noch nicht von diversen Verletzungen erholt hatte und bei der auch eine Eheberatung keine Wirkung zeigte. Wären nicht die vielen Jahre des Wartens gewesen, hätte ich vielleicht nicht mit dem Gedanken gespielt, Mark um eine Trennung auf Probe zu bitten. Das war, kurz bevor ich entdeckte, dass ich schwanger war. Doch das spielte jetzt alles keine Rolle mehr. Wenn das Baby erst einmal da war, würde auch zwischen uns wieder alles besser werden.

Vorsichtig steige ich aus dem Wagen. Das Känguru liegt auf der Seite, die Beine abgespreizt. Es hat einen Beutel, also ein Weibchen. Reglos und mit panischem Blick starrt es zu mir hoch, als ich mich langsam nähere. Das linke Bein steht in einem total falschen Winkel vom Körper ab. Aus einer tiefen Wunde auf Höhe des Knies sickert Blut und läuft zu einer

kleinen Pfütze zusammen, während das Tier hilflos mit den Vorderpfoten über die Erde am Straßenrand kratzt.

Mark geht in die Hocke und spricht beruhigend auf das Känguru ein, während er sich vorsichtig näher heranschiebt. Die Pfoten erschlaffen, der Kopf sinkt auf den Asphalt, und die Augen des Tiers trüben sich ein. Wir sind zu spät gekommen. Mark verzieht das Gesicht. Es ist schon eine Weile her, dass ich ihn bei einer Rettungsaktion erlebt habe. In letzter Zeit waren wir nicht oft gemeinsam mit dem Auto unterwegs. Nun krempelt er die Hemdsärmel bis zum Ellbogen hoch und zieht sich Latexhandschuhe an, bevor er mir ebenfalls ein Paar reicht. Wir müssen den Beutel überprüfen. Er kniet sich hin und schiebt eine Hand in den pelzigen Sack. Dort scheint er auf etwas zu stoßen. Ich hoffe nur, dass es kein Würmchen ist – ein Jungtier, das zu klein ist, um allein überleben zu können. Mark hasst es, sie töten zu müssen, auch wenn es der humanste Weg ist.

Er packt zu und zieht das Kängurubaby heraus. Es hängt noch immer an der Zitze der Mutter. Aber es ist schon über zwanzig Zentimeter lang und damit groß genug, um eine Chance zu bekommen. Während Mark das Jungtier festhält, hole ich die Operationsschere aus dem Kasten. Nach meinem Wochenendkurs im örtlichen Tierheim habe ich ihm alles beigebracht, was man bei so einer Rettungsaktion wissen muss, unter anderem, dass die Kleinen sich noch lange an der Zitze der Mutter festsaugen und weitertrinken, auch wenn sie bereits tot ist. Löst man sie mit Gewalt ab, kann das ihren Kiefer schädigen, was einem Todesurteil gleichkommt. Deshalb kann man sie nur retten, wenn man sie freischneidet. Im Laufe der Jahre habe ich Dutzende von Tierzitzen aufgeschnitten, und bei meinen Patienten noch viel schlimmere Dinge: Krebsgeschwüre, Eiterbeulen, Wunden mit Maden-

befall. Aber heute dreht sich mir bei dem Gedanken, in das schwammige Gewebe zu schneiden, plötzlich der Magen um. Mit zusammengebissenen Zähnen bücke ich mich und ziehe mit einer Hand die Zitze in die Länge, um sie dann mit einem einzigen Schnitt abzutrennen.

Mein Finger kribbelt.

Aus dem Latexhandschuh quillt Blut, das bald über mein Handgelenk läuft. Schnell streife ich den Handschuh ab und lasse ihn fallen. Scheiße, ich war unkonzentriert. Jetzt habe ich mich geschnitten.

Ein tiefer Schnitt, der bis ins Fettgewebe unter der Haut reicht. Verdammt. Um die Blutung zu stillen, presse ich den alten Kissenbezug aus dem Notfallkasten auf die Wunde, der eigentlich für das Känguruhaby gedacht ist.

Das Tierchen hat sich auf Marks Hand zu einer Kugel zusammengerollt und nuckelt an der abgetrennten Zitze wie ein Kind an einem Lolli.

Mark schaut kurz hoch. »Was hast du gemacht, Sash?«

»Nur ein kleiner Schnitt.«

Er wickelt das Känguru in ein Handtuch und drückt es an seine Brust. »Bitte pass auf«, sagt er besorgt.

Mit einem süßlichen Lächeln drücke ich fester auf die Wunde. »Aber wozu denn, wenn du dich doch schon so wundervoll um mich kümmerst?«

Mark beißt sich auf die Lippe. Sobald feststand, dass diese Schwangerschaft nicht frühzeitig enden würde, hat er angefangen, mich wie eine Königin zu umsorgen: Er trägt die Einkäufe, lässt mir Entspannungsbäder ein und serviert mir zu jeder Mahlzeit etwas besonders Nahrhaftes. Ich bin wohl ein echter Glückspilz. Zumindest halte ich mir ständig vor Augen, was für ein Glückspilz ich doch bin.

An meinem Oberschenkel spüre ich etwas Feuchtes.

»Scheißdreck«, fluche ich, »jetzt habe ich mich auch noch eingenässt.«

Mit dem zusammengeknüllten Kissenbezug wische ich mir das Bein ab. Ich schaue zu Mark hinüber, doch wider Erwarten grinst er nicht, sondern starrt mich mit weit aufgerissenen Augen an. Als ich den Kissenbezug wieder hochhole, sehe ich rote Blutflecken. Rot wie ein Feuerlöscher.

»Das kommt bestimmt von meinem Finger«, sage ich. Dann kommt der nächste Schwall. Diesmal fühlt es sich an, als würde ein schleimiger Klumpen aus mir herausgleiten, direkt in meine Unterwäsche. Das kommt nicht vom Finger.

Hektisch schaue ich mich auf der Straße um. Inzwischen fließt so viel Blut aus meinem Körper, dass dicke, rote Klumpen auf dem Asphalt schimmern. Mit zitternden Fingern strecke ich mich Mark entgegen. Ich brauche jetzt etwas, woran ich mich festhalten kann.

»Mark!«

Er ist aufgestanden, drückt mit einer Hand das Känguru an die Brust und greift mit der anderen nach mir. Als ich auf den Asphalt sinke und mich auf den rauen Steinchen abstütze, lege ich die freie Hand sofort auf meinen Bauch. Aber sosehr ich auch versuche, eine Bewegung im Inneren zu erspüren, es bleibt alles fest, reglos, beängstigend still.